Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 15

Artikel: Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639118

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sein, sondern stets die stetige und feine Linie des Schweizer Kunst- und Menschentums eingehalten zu haben.

Darum lieben wir unser Schweizer Porzellan, weil es ganz in uns selbst verankert ist und blieb. Mag es sich um Festliches oder um Gebrauchsporzellan handeln, immer bleibt es vornehm in Farbe und Form, zurückhaltend und gebunden an den Charakter von Heimat und Mensch, Schweizer Bodenständigkeit und Treue. —

Was der Hausfrau fernerer Jahrhunderte ihr Gold- und Silbergeschirr war, das ist der Frau von heute, der Hausfrau, wie der Dame, ihr Porzellan. Porzellan ist die Masse der Freudigkeit, der lichten Schönheit. Man kann sich in Pozellane verlieben bis zur Tollheit und diese Liebe, ja diese Tollheit noch, ist verständlich. Nirgendswo auf der Welt sind die Farben so leuchtend und prachtvoll, wie auf Porzellan! Nirgendswo ist eine Materie so fein und durchsichtig, eine Oberfläche so warm und lebendig. Die Chinesen glaubten, daß ihre heiligen Gefässe lebten, sich freuen, ja sich schämen könnten. Wird das nicht jedem verständlich, der einmal mit einem schönen Stück Porzellan zusammenlebte? In seiner Nähe war bei allem wechselnden Licht, das es traf, bei allen Diensten, die es der menschlichen Hand leistet?

Porzellan ist ein empfindliches, ein empfindsames Ding, es leidet unter jedem falschen, schreit auf oder stirbt unter jedem grellen Farbton, den wir ihm aufzwingen. Es ist empfindlich gegen die Form, die wir ihm aufdrängen, wie eine schöne Frau empfindlich ist gegen ein unpassendes Gewand.

Langenthal kennt sein Porzellan und liebt seine Tradition. Es weiß was für ein Wunder das Porzellan an sich schon ist und verzichtet zuweilen auf jede Bemalung. Dann wachsen die Formelemente aus dem Körper des Dings selber heraus und offenbaren die ganze Schönheit der Masse Porzellan. Tausendfältig, perlweiß, milchig und kristallen bricht sich jeder Lichtstrahl in der reinweißen Glasur, macht sie von innen her leuchten oder färbt sie zart in seiner eigenen Lichtfarbe. Reflexe von unerhörter Lebendigkeit bilden sich — das Porzellan beginnt unter dem Lichte zu leben wie Mensch, Tier und Blume.

Oder Langenthal versieht sein Porzellan mit Decors. Diese Decors sind vorsichtig und Pastellen. Sie wollen das Porzellan nicht überdecken, sondern, daß es darunter fortlebe, die Farbe als eigen annehme. Sie wollen das Licht nicht überschreien, das auf das Porzellan fällt, sondern ihm nur Farbe vorgeben, die es lebendig werden lassen soll.

Freude — das ist Porzellan. Schönes Porzellan ist anregend wie guter, alter Wein. Ist vornehm wie ein Kavalier oder zuweilen edel wie ein adeliger Kirchenfürst. Und es ist dabei dienstbar in diesem wie in jenem Sinne, anregend und gebrauchsam, geformte Aesthetik und ästhetische Form.

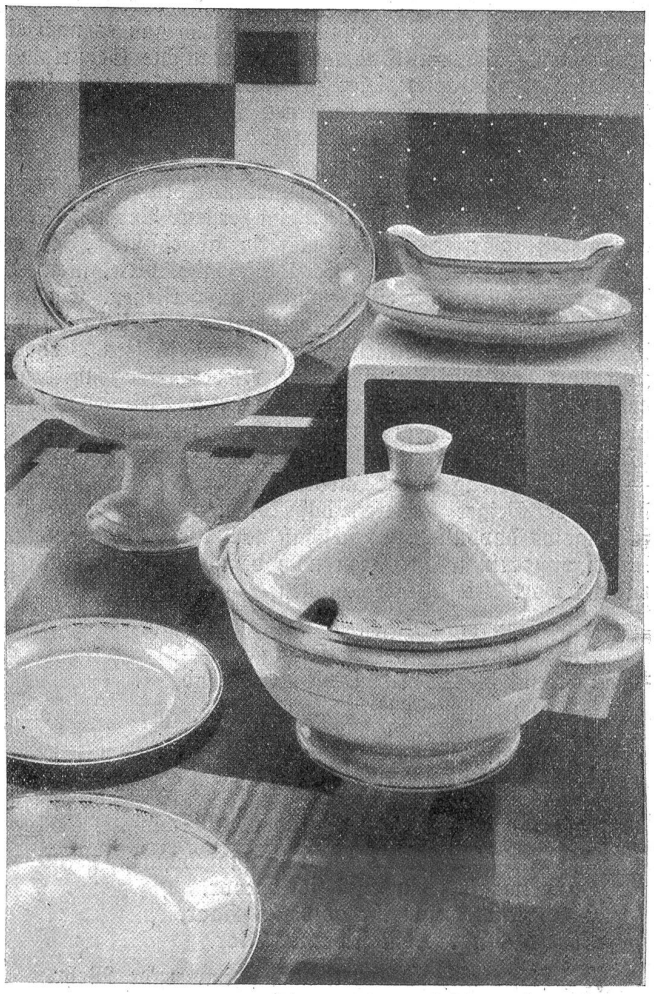
Porzellan — das macht nach Form und Farbe letztlich nicht die Fabrik, sondern — der Käufer. Was er verlangt, was er annimmt, das spricht für ihn und wir Schweizer brauchen uns nicht zu schämen: der Weg, den wir Käufer unserer Porzellanfabrik in Langenthal vorschrieben, ist gut und sicher gewesen. Wollen wir wissen, wie es um unsere Schweizer Kultur steht, um den Sinn des Schweizer Menschen, seine Art und Gegenwart, so sehen wir nach, — was Langenthal uns gibt.

(N. B. Verkaufsstellen in Bern von Langenthaler Porzellan sind im Inseratenteil ersichtlich.)

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg. 7

Auch die vielfach geltend gemachten sittlichen Bedenken waren entschieden unberechtigt. Wohl, die einstige Scheu der Geschlechter voreinander mußte einem aus besserer Kenntnis der gegenseitigen Eigenschaften erwachsenen freien Umgang weichen. Offene Kameradschaft, froher Wettbewerb verscheuchte heimliche Süchte. Schweres Blut wurde leicht, dumpfe Sinne klärten sich. Kurz, die heutige Jugend schuf



Schweizer Porzellan. Tafelgeschirr, in der Form streng sachlich, die Randverzierung ist originell und in dezenten Farbtönen gehalten.

sich vor allem ein heiteres Vorspiel und trat mit gestählten Kräften an die großen Aufgaben heran. Ihr wesentlicher Sittlichkeitsbegriff hieß „froher Mut, frisches Blut", und ihr Streben nach Schönheit war auch ein Gottesdienst.

Er hatte in seiner beifallslüsternen Art mit erhobener Stimme gesprochen, um einen wirklichen Abschluß des Festes zu erzielen und erntete denn auch stürmischen Beifall der anwesenden Jugend. Die Jazzband zollte ihm einen brausenden Tusch. Nachdem er mit seinen Schülern als Dionysos getanzt, dann als Balladensänger, Flötenspieler und Redner aufgetreten war, durfte Finckh auch diesen Abend als durchschlagenden Erfolg seiner Persönlichkeit buchen.

Eigentlich war er auch als ganz gewöhnlicher Fink auf die Welt gekommen, was früh schon zu allerhand Mißhelligkeiten geführt, sogar die Lehrer mitunter zu mißbräuchlicher Anwendung seines volkstümlichen Namens in Zurufen wie „Ein heiterer Fink!", „Wart, du Schmierfink!" verleitet hatte. Von schlimmeren Verhunzungen durch seine Widersacher zu schweigen! Das behagte ihm ganz und gar nicht. Auf Grund einer alten Urkunde, worin der Name einmal mit ck, das anderemal mit angehängtem h vorkam, nahm der Eugeniker schließlich auch da eine Veredelung vor, indem er seinem Namen sowohl das ck als das h für immer einverleibt, wodurch er entschieden einen vornehmen Anstrich gewann. Phonetisch war damit zwar blutwenig gewonnen; denn für ordinäre Ohren blieb Finckh Fink und viele, die

sein Manöver durchschauten, nannten ihn seither insgeheim nur den Professor Zekaha! Seinen lieben Mädchen jedoch kam er prächtig, geheimnisvoll wie ein Dompfaff und zugleich keck, schmetterfroh wie ein Edelfink, vor.

Kurz nach dem gemeinsamen Aufbruch gab es noch eine große Ueberraschung. Das merklich berauschte Geburtstagskind rief dem Klavierspieler zu: „Signor Taddeoli, spielen Sie bitte zum Schluß noch einen Foxtrott. Alle andern zum Tanze antreten. Damenwahl!"

Dann ging sie allen voran auf ihren Musikanten zu, den sie zum Erstaunen ihrer Freundinnen den ganzen Abend auffallend gemieden hatte. Beim ersten Versuch, sie zu engagieren, war er nämlich mächtig abgeblitzt. „Ich will nicht mit Ihnen tanzen. Fragen Sie mich, bitte, nicht wieder!" gab sie ihm mit eisiger Miene zu verstehen. Ein zweitesmal hatte er tatsächlich nicht gefragt, wo sie sich auch sonst kaum bemüht, eine Erklärung für ihr rätselhaftes Verhalten zu erlangen. Doch war ihr seine Niedergeschlagenheit nicht entgangen. Er folgte keineswegs ihrem Beispiel, als sie ausgelassen von seinem Arm in den anderen sich warf, ein Glas Bowle nach dem andern hinunterstürzte. Einmal aber — beim Vortrag seiner Lieder durch Professor Finckh — hatte der Geiger bemerkt, daß Mie, zu Tränen gerührt, fassungslos davonlief. Es geschah nach der Romanze, seinem letzten opusculum, das dazu noch dem Geburtstagskind gewidmet war. Die Worte lauteten:

Ein Sinn muß liegen in meinem Grund,
In sonderem Liede ein Klang — —
O könnt ich heben den köstlichen Fund,
Ich such ihn mein Leben lang —

Die Finger zählt ich noch an der Hand,
Da saß sie schon hoch zu Roß.
Ich pflückte die Beeren am Waldesrand
Und sah nach dem Fräulein vom Schloß.

Sie ritt über Hecken zu Lust und Gefahr,
Kaum wagte mein Blick sich hervor.
So herrlich wehte ihr goldenes Haar,
Ihr Lachen ... ein silberner Flor.

Ich führe nicht Wappen noch schimmernde Wehr,
Doch sang ich der Lieder viel.
Aus einer Quelle stammen sie her,
Sie haben ein einziges Ziel.

Und schleich ich des Abends am Schloß vorbei,
So singt ein fraulicher Mund.
Ich lausche der eigenen Melodei
Beseligt und liebeswund.

Ein Sinn muß liegen in meinem Grund
Zu sonderem Liede ein Klang —
O könnt ich heben den köstlichen Fund,
Ich such ihn mein Leben lang.

Jetzt aber machte Mie dem vor Zorn und Kummer totenblassen Geiger eine ironische Verbeugung: „Darf ich bitten?" und ging vor ihm her in das Speisezimmer, das heute als Tanzdiele diente.

„Was soll das alles bedeuten, Mie? Was hab ich verschuldet, daß du mir diesen Schimpf antust?" flüsterte er, als er ihre heiße Hand ergriff, die leicht schwebende Gestalt umfing. Sie war nun nicht weniger bleich als er. Der so lange niedergehaltene Schmerz brach gewaltsam in ihre Augen.

„Hast du wirklich keine Ahnung?" fragte sie bitterlich lachend, indes die Tränen über ihre Wangen rollten. Er merkte, daß sie zu schwanken begann, aus dem Takt fiel, und zog sie fester an sich.

„Was ist denn geschehen? Liebe, gute Mie, so sage mir doch. Ich werde noch wahnsinnig."

„Ich bin es schon!" hauchte sie matt, wirr um sich blickend, völliger Erschöpfung nahe. Ihr Auge haftete schließlich hilfesuchend an den großen goldgerahmten Bildern ihrer Großeltern, die strafend auf sie niedersahen. Auch der Großvater war unter Wilhelm I. General gewesen. Seine strenge Miene sagte: „Du bist aus der Art geschlagen, hast dies ehrwürdige Haus zum Zirkus gemacht, treibst dich mit fahrendem Volke in Gassen herum. Ab dafür!" Der Partner tanzte mit ihr bis zur Tür, die in den Flur führte und zog sie dann gewaltsam hinaus. Sie sank bewußtlos an seine Brust. Er getraute sich weder zu rufen noch mit ihr in den Saal zurückzukehren. In dieser Not hob er sie schnell vom Boden auf und trug sie in das gegenüberliegende dunkle Wohnzimmer, bettete sie aufs Sofa, kniete vor ihr nieder und küßte solange inbrünstig ihre Lippen und Augen, bis sie aus der Ohnmacht erwachte."

„Fort, was machst du mit mir, du schrecklicher Mensch! Herrgott, wenn das jemand gesehen hat!" stöhnte sie, sich mühsam aufrichtend.

„Niemand. Ich trug dich schnell da herein, weil du ohnmächtig wurdest. O Mie, was ist mit dir? Ich muß es wissen. Komm doch ans Gitter, wenn die anderen gegangen sind."

Ohne zu antworten, sprang sie auf und hinaus. Auf der Veranda verabschiedeten sich die Gäste bereits von der Dame des Hauses und Mie, um einen letzten Anschein von ruhiger, äußerster Gelassenheit bemüht, begleitete die Gesellschaft plaudernd, lachend bis zum Tore. Dort erst sah sie den Geliebten wieder, mied es jedoch, seinem flehenden Blick zu begegnen. Ueberschwänglich küßte sie die Freundinnen zum Abschied.

„Ein himmlischer Abend. Mie, du weißt wohl nicht, wie gut du es hast! Du bist der beneidenswerteste Mensch auf Gottes Erde!" riefen sie durcheinander!"

„Halt, Rita Süßkind ausgenommen! Guck doch, wie sie hüpft und lacht! Die ist heut wenigstens drei Pfund leichter geworden!" schrie Struppchen übermütig dazwischen. Sie selbst hatte sich wahrhaftig eng an den „stellenlosen Großfürsten" angeschlossen, dem sie knapp bis an die Schulter reichte.

Hingegen ließ sich das Riesenfräulein heute nicht foppen. Durch und durch vergnügt ging sie am Arm des Klavierlöwen, der sich wider Erwarten als eine gleichgestimmte schwärmerische Seele entpuppt hatte. Am Teetisch waren sie miteinander ins Gespräch gekommen, bei der Bowle tranken sie schon verstohlen Bruderschaft miteinander und auf einem Rundgang durch den Park hatte er ihr die ewige Liebe und Treue versprochen. Was der merkwürdige Mensch nicht alles kannte und wußte! Der gelehrte Herr Professor hatte sich ordentlich zusammenreißen müssen, um Taddeolis tiefsinnige Einwürfe zu parieren. Sicher war er ein dämonischer Mensch. Seine Kameraden behaupteten, daß er in der Trunkenheit die herrlichsten Geistesblitze dutzendweise von sich gebe. Und gerade heute abend war er maßlos betrunken, ein wandelndes Faß voll süßen Weines! Ohne Ritas energische Führung wäre er sicher schon im Straßengraben gelandet. Ihr Entschluß war gefaßt. Sie wollte den genialen Künstler vor gänzlicher Verkommenheit retten. Da er in seiner freien Zeit Klavierstunden gab, konnte sie's leicht einrichten, unauffällig mit ihm zusammenzukommen und ihren mütterlichen Einfluß geltend zu machen. So war Rita Süskind! Während die andern nur an ihr Vergnügen dachten, griff sie opferfreudig in die sittliche Weltordnung ein.

Taddeoli spürte diese wohltätigen Absichten und grunzte vor Wonne. Zum Dank spendete er ihr die erhabensten Lobeshymnen, fuchtelte und deklamierte und endete natürlich im heulenden Elend.

„Rita, Rita Süskind, Seele von Mensch, zur Freundin der Künstler geschaffen! Sanft, liebreich, verständnisinnig. Die andern nur Tanzmäuschen! Tanzen! Süskindchen, niente! Wozu? „Die Seele schwinget sich." — Levitation.

Mit dir zu den Sternen! O dolce bambina! Nur zehn Jahre jünger! „Nessun maggior dolore che revordarsi felice nella miseria!" Einst war auch ich .... Anche io! Frag in Bologna nach Enrico Taddeoli. Im Liceo filarmonico, man wird dir sagen ... Ecco. Aus. Amen. Erst die verfluchte Liebe, dann —" Er begann plötzlich aus vollem Halse zu brüllen:

„Es lebe die Jugend, es lebe die Liebe,
Es lebe der perlende, schäumende Wein!"

Alle stimmten begeistert mit ein. So ging es durch die prächtige Mondnacht dem schlummernden Städtchen zu.

Mie stand noch lange blutenden Herzens an den Gitterpfosten gelehnt und blickte dem fröhlichen Zuge nach. Als sie aber gewahrte, daß an der Wegbiegung einer sich aus dem Klüngel löste und in Eile wieder bergan stürmte, ergriff sie entsetzt die Flucht.

Sechstes Kapitel.

Auf Windegg war nach dem ungewohnten Tumult schneller Ruhe geworden, als Mie erwarten durfte. Es hatte ganz nach einem Festabschluß mit heftigen Vorwürfen ausgesehen — Manöverkritik, strenge Maßnahmen, schlichter Abschied! Doch nichts von alledem. Als sie schaudernd wieder auf der Veranda erschien, fand sie den Tisch bereits abgeräumt, die Lichter gelöscht, das Hausmädchen, die Gärtnersfrau — alles spurlos verschwunden.

„Mama, bist du schon oben?" rief sie zaghaft ins Haus hinein. Keine Antwort. Die Generalin fand, der Zustand des Geburtstagskindes biete zu wenig Gewähr für eine ersprießliche Auseinandersetzung. Immerhin sollte ihr Abgang ohne Gutenachtgruß das überzwerche Töchterlein auf einen späteren Austrag der fatalen Geschichte gefaßt machen. Bewahre, zu dergleichen Exzessen gab sie sich nie wieder her. Ein Glück nur, daß der Alte sich verzogen hatte! Ein Glück — wirklich? Hm, ob angesichts solcher Streiche ein heiliges Donnerwetter nicht eher am Platze gewesen wäre als mütterliche Ermahnungen, die doch nur schwachen Eindruck machten! Soviel ahnte sie schon: die Tochter lebte nur zum Schein in der fest umzäunten elterlichen Welt. Ueber kurz oder lang würde Mie das Gehege leichten Herzens durchbrechen, die ihr gewidmete Freiheit zuschanden machen, das treulich eingepflanzte Standesbewußtsein als untauglichen Kram abwerfen. Begreifen konnte die Generalin das nicht. Ihr war ja im Verkehr mit der Umwelt Rand und Stellung trotz Republik und Zusammenbruch weiter gewährleistet. Die Distanz blieb gewahrt selbst seitens jener Kreise, die am lautesten auf Neuordnung pochten. Auf der Wage öffentlicher Wertung wog die Exzellenz von Beust immer noch schwerer als die Frau Geheimrat, Frau Bürgermeisterin oder gar Frau Bankdirektor! Die Jugend hingegen schien sich wenig mehr um Rang und Herkommen zu kümmern. Was hatte Frau von Beust die Tochter nicht schon zur Vorsicht in der Wahl ihrer Freundinnen mahnen müssen. Nur um zu erleben, daß Mie ihr Geschöpfe wie dieses lasterhafte „Struppchen" ins Haus brachte, das mit ihrem Tänzer ungescheut hinter die Büsche entschwand? Da durfte sie sich über alles andere wirklich nicht mehr wundern! Mit Wehmut gedachte sie ihrer frommen Erziehung im freiadeligen Magdalenenstift, wo nur Mädchen der vornehmsten Familien Aufnahme fanden und kein Hauch der verdorbenen Welt eindringen konnte.

„Ich tat übel daran, dem Zug der Zeit zu folgen, mein Kind in öffentliche Schulen zu schicken, wo es mit Schlächtermädels in Berührung kommt, deren Lehrer dem Sport einen höheren Zweck als der Religion zuschreiben!" seufzte sie tief bekümmert, doch fest entschlossen, dem bedrohlichen Zustand ein Ende zu machen.

Mie war indes durch den stummen Rückzug der Mutter keineswegs beunruhigt. Sie atmete im Gegenteil erleichtert auf. Was etwa am kommenden Morgen geschehen würde, stand nicht mehr im Bereich ihrer Ueberlegung. Müde schleppte sie sich treppauf in ihr Zimmer und sank, ohne sich auszukleiden, aufs Bett. Nur schlafen konnte sie nicht. Das hatte wenig mit dem übermäßig genossenen Wein zu tun. Der eine unaufhörlich bohrende Gedanke des schmählichsten Betrogenseins hielt sie völlig wach und bewirkte einen dauernden Wirbel, ein mörderisches Delirium. Es saugte an ihren Nerven, füllte die Brust mit namenloser Angst, legte sich wie ein bleierner Ring um ihre glühende Stirn. Das Lähmende daran hieß nicht Haß. Kaum noch Reue. Haß wäre Befreiung von dem fürchterlichen Druck gewesen, Reue hätte ihr zu schmerzlindernden Tränen verholfen. Nein, der Gedanke kam als starres Entsetzen ... Entsetzen des Kindes beim Anblick der aus Blumen jäh aufschießenden Schlange ... Kein Schrei kommt über seine Lippen, kein Glied kann sich mehr regen.

Wie war denn das? Hieß sie denn nicht immer noch Mie von Beust? Hatte sie an Schönheit und Anziehungskraft eingebüßt? Ach, das alles besagt ja so wenig im Vergleich zu dem was sie verloren hatte! Als ein strahlendes Wunder war die Liebe über sie gekommen, so lieblich, bezaubernd, daß sie zum erstenmal in ihrem Mädchentum völlig vergaß, wer sie „eigentlich" war und was sie beanspruchen durfte.

Weit drüben im Gottberger Wald, über dem jetzt eben der Vollmond stand, war's geschehen. Sie konnte sogar die Lichtung über dem Wasser erkennen, wo dieser Mensch sie zum erstenmal in seine Arme schloß. Hoch oben, an dem schwindelerregenden Felsabsturz, auf einsamer Waldwiese, die nur selten ein Fuß betrat ... Steinalte, geheimnisvoll rauschende Buchen und hoch im Blauen ein feierlich kreisendes Habichtspaar ... das waren die Trauzeugen. Erhabene Bilder, orphische Töne durchdrangen den Geist wie Hauch der Ewigkeit und segneten den Bund ihrer unverstellten Herzen ...

Kein Traum hatte ihr die Liebe je herrlicher gewiesen, als sie ihr in Wirklichkeit offenbart wurde. In jenem schier übermenschlichen Glücksgefühl wäre sie dem Geliebten mit jubelnder Seele gefolgt, hätte er zur Versöhnung der Götter den lockenden Sprung in die Tiefe getan. —

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Freihandel und Bier als Schmieröl.

Als Schmieröl der Wirtschaft nämlich, und zwar drüben in den Vereinigten Staaten. Die Yankees freuten sich jüngst wiedergewonnenen Rechtes und machten sich eine lustige Nacht. Es soll dabei sehr manierlich zugegangen sein, trotzdem im ganzen zwei Millionen Fässer geleert wurden. Die Polizei habe keinen einzigen Mann und keine einzige Frau verhaften müssen, wegen Trunkenheit nämlich, so heißt es. Kein Wunder; denn wer bisher dem heimlichen Trunke fröhnte, dem tut vielleicht auch unheimliches Trinken nichts.

Aber Spaß beiseite: Vielleicht bedeutet der wieder eingeführte legale Alkoholismus eine Wende der Wirtschaft. Zum wenigsten steigen die Aktien der Brauereien, und mit den steigenden Aktien auch der Beschäftigungsgrad. Es werden einige tausend Arbeiter eingestellt. Und wenn diese Arbeiter wieder Geld haben, so kaufen sie ihrerseits und geben auch andern wieder Arbeit.

Solche Erwägungen brauchen nicht auf jeden Fall ein Witz zu sein. Die heutige Wirtschaft mit ihrem Gelde, das in seinen Bewegungen sich jeder Kontrolle entzieht, reagiert